

# Heidenstamm.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

(10. Fortsetzung.)

Seinen eigenen Mann sich nach den Himmeln und Himmeln nach einmal erkämpfen müssen, aber wenigstens ihn verteidigen müssen, das war ihr wie etwas Außerordentliches erschienen, wie etwas Extraordantes, das andere nie kennen lernen oder lernen zu lernen nicht den Muth haben. Sie, Jane, hatte den Muth! Sie, Jane, würde siegen! Sie, Jane, unternahm diese Europareise, um den Kampf gegen Joseph's Jugenderrinerungen und Jugendliebe zu bestehen. Nun gab es keinen Kampf.

Einem Moment hatte sie das Glückgefühl: „auch diese Letzte, die zwischen dir und Joseph stand, ist vernichtet“, aber dann vergah sie diese egoistische Empfindung in einem tiefen Mitleid. „Wir haben oft von Ihnen gesprochen“, sagte sie und nahm Marie's Hand. „Joseph hat mir viel von Ihnen erzählt. Ich bin so glücklich, Sie zu sehen.“

Hätte sie jetzt das graue Kleid zur Stelle und nicht dieses prahlende rotte, das bei jeder Wendung rauschte und beim Sitzen knisterte! Miß Dagh hatte die Schuld, nur Miß Dagh! Die mit ihrem plumpen Ratbschläger schon hundertmal Jane in Verlegenheiten und Arger gebracht hatte!

Und der große, fürchterliche Diamant an dem rothlammetnen Bande am Hals! Er brannte förmlich und that weh! Sie dachte daran, ihn heimlich herunterzureißen und in die Tasche zu stecken, aber es war zu spät, es ging nicht mehr.

Mit großen, seltsamen, feierlichen traurigen Augen sah Marie sie an, während Jane zu ihr sprach — vieles sprach und erzählte. Sie sahen nebeneinander in dem feinen, geraden, niedrigen Sofa, das Albert zur Ausstattung gekauft hatte; Joseph und Albert waren nebenan in den Salons gegangen.

„Darf ich, Marie? sagen?“ Marie nickte stumm.

„Und, Du?“ Marie nickte stumm.

„Und willst Du, Jane? sagen?“ Mit einem sonderbaren, stumpfen Blicke antwortete Marie.

Was wollte diese fremde Person von ihr? Was drängte sie sich an sie? Diese Frau, die ihr ohnehin alles fortgenommen hatte? In ihren müden, glasigen Augen begann etwas zu glitzern wie der letzte Grimm einer Vernichtung, aber die schöne Jane sah nichts davon. Sie plauderte weiter, unbefangen und fast äertzlich, und während sie sprach und sprach, ersah das schwache Flackern in den Augen Marie's.

Maria setzte sich zu Tisch und nahm ein wenig von dem Speise und nippte von dem Wein. Joseph war der einzige, der trank. Er sah stumm und leerte sein Glas. Er schenkte ein und leerte es von neuem.

Jane suchte die Unterhaltung, während Albert erst langsam in Stimmung kam. Sie redete so ungezwungen und blickte ihm mit ihren großen, lächelnden Augen so lebenswürdig an, daß er erst unsicher wurde, dann gefesselt und interessiert.

Das Gespräch drehte sich um die gleichgültigsten Themen: Boston, die großen Ozeandampfer, Hamburg, die Einwohnerzahl von Hannover.

Über sie hatte eine faszinierende Art zu sprechen, rasch, mit schnellen Fragen, lebhaft, hin, her, ein kurzes Lachen, ein erstauntes Aufleuchten der schönen Augen, und immer dieses reizende, gedroehene Deutsch mit dem fremdartigen Accente. Bisweilen sprach sie eine Minute oder länger nur englisch, obwohl der Oberleutnant Mühe hatte, ihr zu folgen und durchaus nicht jedes Wort verstand, schmeichelte ihm ihr Vertrauen auf seine Sprachkenntnisse, und er nickte und wurde immer aufmerksamer.

Es war eine lebenswürdigste Aufwallung Jane's, die sie veranlaßte, in dieser beinahe forcierten Weise die drei Andern über die fürchterliche lächelnde Stimmung hinwegzulaufen, mit der der Abend hinwageln hatte.

Sie that es Marie zuliebe. Aus einem tiefen und aufrichtigen Mitleid heraus. Ein mobus ovidi war für alle Zukunft nur zu erreichen, wenn dieser erste Abend des Zusammenlebens nicht mit einer gelben Disharmonie endete.

Marie fühlte das, wenn auch nur undeutlich. Sie aß sich Mühe, dem Gespräche zu folgen und bisweilen ein Wort zu sagen, das unzufällig in den Gang der Unterhaltung pökte.

Nur Joseph sah stumm. Er schenkte ein und hielt die Weinflasche in der Hand und starrte minutenlang auf die Stütze: „Chateau Portets, Bordeaux“ und ließ die paar Worte immer von neuem.

Bis Jane sich lächelnd zu ihm neigte: „Joseph, was fällt Dir ein! Du trinkst!“

„Ich freue mich — und meine — Frau freut sich, meinen Bruder und — Marie zu sehen — ja — ich war lange fort und — und — es ist ja nun alles gut, und das hier — das — trinke ich auf euer aller Wohl.“

Jane lachte: „Bravo, Joe!“ Man sah an, die Gläser klirren, aber Joseph blickte beim Anstoßen nicht rechts, nicht links, nur nur geradeaus auf seinen Bruder.

Jane nahm eine Cigarette und fragte ihren Schwager, ob er es schädlich finde, daß Damen rauchten.

Er hatte es nie schädlich gefunden, aber er verächtete ihr galant das Gesundheit.

„Sie müssen uns im nächsten Sommer drüben besuchen“, sagte sie. „Sie müssen beide das fest versprechen. Die Hand darauf, Albrecht.“

Er fühlte ihre weiche, schlante Hand in der seinigen und hielt sie einen Augenblick fest.

Dieses „Albrecht“ klang so sonderbar in ihrem Munde, die ganze Frau hatte etwas Faszinierendes, das ihn bezauberte. Er füllte die Gläser und befaß dem Burschen, der in Dienerschaft bediente, Champagner heraufzuholen.

Er hatte dem Besuche seines Bruders und seiner neuen Schwägerin mit der Erbitterung Jemandes entgegengekommen, der in aller eigenen Mithere der gegungene Zeuge eines fremden, unerhörten Glückes sein soll, diese Erbitterung hatte sich zu einem wohligen Jörn gesteigert, als Joseph heute Abend Marie in der unerhörten Weise entgegengetreten war, aber aller Jörn verfloß neben dem schönen Weibe, das ihm in einer selbstsam lebenswürdigen Weise entgegenkam.

Er lachte, er erzählte, er wurde fast ausgelassen. Er füllte die Gläser: „Trink, Marie.“ — „Joseph, trink.“ und als der Champagner kam und eingeschönt war, erhob er sich mit geröheterm Gesichte und in seiner etwas linksischen Weise:

„Meine Frau und ich sind euch dankbar für euren Besuch. Er giebt uns Gelegenheit, eine neue Verwandte kennen zu lernen, von der wir bisher nur gehört hatten. Wir sind entzückt durch die Lebenswürdigkeit und überrascht durch ihre Schönheit. Ich bitte diesen Trinkspruch nicht als einen Act der Höflichkeit aufzufassen, sondern als den Ausdruck meiner inneren Hebezeugung, wenn ich — er stierte und fand nicht gleich eine laotische Fortsetzung — wenn ich dieses Glas leere auf das Wohl meiner Schwägerin Baronin Jane von Heidenstamm.“

Seine kurze Pause folgte diesen Worten.

Marie schaute einen Moment ihren Gatten an, und Joseph blickte gleichfalls flüchtig auf seinen Bruder, sie waren beide überrascht. Diese Worte, die in jedem anderen Munde als fühlige Höflichkeit gelten konnten, klangen bei ihm neu und fremd. Die schöne Jane mußte auf Albrecht einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben, wenn er für sie solche Worte fand!

Bisweilen sah Jane selbst mit ihrem scharfen Verstande und ihrer ausgezeichneten Menschennatur das einfache. Sie neigte sich vor und stieß mit dem Schwager an, ihre Augen begegneten sich einen Moment, dann schaute sie in ihr Glas, nippte daran und lächelte vor sich hin.

Der Abend wurde fast heiter. Jane sang Lieder, indem sie sich selbst dazu begleitete; zuerst elegische idyllische Romanzen, dann deutsche Volkslieder, die sie in einem so selbstsam verstimmlen Text brachte, daß selbst Marie lächeln mußte. Und als die Stimmung freier wurde, sang sie ein letztes New Yorker Lied, das Albrecht entzückt noch einmal zu wiederholen hat.

Er ging mit der Weinflasche von einem zum andern und schenkte ein. Seiner Frau strich er über die schwarzen, abgeschliffenen Flechten:

„Trink aus, Marie. Freust Du Dich? Bei Gott, ich freue mich, daß wir ihn einmal wieder hier haben.“

Er schlug Joseph auf die Schulter: „Trink aus, Joseph.“ Und er beugte sich über Jane und füllte ihr Glas: „Sie müssen noch mehr trinken, Jane, und dann müssen Sie uns versprechen, lange hier zu bleiben. Wir haben das hier nötig: Fröhlichkeit und — und — denn leben Sie, es ist hier — nicht wahr, Marie?“ — er that einen Schritt hinüber zu seiner Frau — „wir beide sind nicht die Lustigsten.“ Er lachte mit einem gezwungenen, bizarren Lachen und trat wieder zu Jane: „Wir leben hier ein Sclavenleben, nie ein freier Lustzug. Sie müssen noch trinken.“

Jane war aern bereit.

Wie sie diesen schwerfälligen Menschen, dem man das Verbitterte auf zehn Schritte Entfernung ansah, in der ersten Stunde gefangen hatte! Es war reizend, ein wahrer Triumph! Während er mit dem Glas in der Hand neben ihr stand und sprach und immer weiter sprach, mußte sie ihm. Out vierzig Jahre alt, nichts Anziehendes; je länger man ihn betrachtete je mehr verlor er. Sie hatte sich von

ihren lebenswürdigsten Seite gezeigelt und sich und den Andern über diesen trübten Abend fortzubellen, und sie hatte dabei ganz mühselos und „en passant“ eine neue Eroberung gemacht. Alles Gute wird belohnt! Sie lächelte vor sich hin. Wenn dieser Mensch mühte, wie gleichgültig er ihr war! Dann wurde sie ernst, und ihr frauenhaftes Mitleid regte sich von neuem. Ihre Augen gingen, während Albrecht immer weiter sprach, von ihm zu Marie und zurück: eine trübe Erde, eine traurige Erde; die Frau zerfiel, und der Mann ein fühlloser Alltagsmensch, der das Verfehlte der Erde die Frau entgelten läßt. Sie sah das alles so klar, sie brauchte die Vorgeschichte nicht zu kennen, um Joseph's Bruder zu verstehen.

„Nur um Gottes willen heute an das alles nicht rühren! Nur heiter sein! Jane sang das französische Chanson, mit dessen dem Vortage sie Boston und New York und die Geisteshaftigkeit auf dem Dampfser und alle Welt schon entzückt hatte.

Marie sah stumm, sie verstand nicht die Worte und nicht den Sinn.

Joseph, der so oft diesem Liebesbeile gefallt hat, erhob nicht einmal den Kopf.

Aber der Oberleutnant war außer sich: „Bravo! Bravo!“

Seine Nerven dehnten sich. Er goß die Gläser voll Champagner, und während er Glas auf Glas hinunter stürzte, füllten vage Gedanken sein Hirn: vielleicht wurde das Unmögliche möglich! Kam diese Amerikanerin, um ihm — endlich ihm, der nie etwas erreicht hatte! — das Glück zu bringen?!

Es war spät in der Nacht, als Joseph und seine Frau das Haus verließen, um heimzugehen. Albrecht wollte sie begleiten, aber mit einer kühlen Ruhe, die selbstsam gegen ihre bisherige Laune abfiel, hatte Jane das abgelehnt.

Sie gingen schweigend durch die Nacht, alle Straßen waren totenstill. Während Jane droben sang, hatte sie das Gefühl bekräftigt: wenn du nachher mit Joseph allein bist, wirst du ihm sagen, daß du ihm nicht äurkst; daß du es begriffst, wenn das zerstörte Bild der Jugendgeliebten ihm zu Irthümern überwältigt hat.

Aber nun, da sie mit ihm allein war, fand sie das Wort nicht.

Der fühlte Rechtswind strich um ihre Schläfen, und je länger dieses Schweigen dauerte, um je mehr erstarrten die Worte, die sie sagen wollte.

Mochte sie es jetzt ansetzen, wie sie wollte, es war etwas Fremdes zwischen sie und ihren Mann getreten.

Oben im heißen Zimmer, beim Wein, in dem hellen Licht und in der künstlichen Erregung der hin und her gehenden Reden war sie nicht zum Nachdenken gekommen, der eine Gebante hatte sie die ganzen Stunden geleitet: „Der Kampf, um dessen Willen du nach Deutschland gekommen bist, ist vorbei, existirt gar nicht, weil es keine Gegnerin giebt.“

Jetzt in dem kühlen Winde und dem nächtlichen Schweigen kam sie zur Besinnung.

Was denn? Keine Gegnerin? War sie denn blind gewesen? Diese gedroehene, gealterte Frau war eine selbstsam stärkere Gegnerin als eine junge, gesunde Person, mit der sie, Jane, spielend den Kampf aufgenommen hätte!

Joseph war ruhig und kühl neben ihr in's Zimmer getreten, und in dem Augenblick, wo er Marie gesehen, hatte er die Fassung verloren!

Sie war ihrem ganzen Wesen nach nicht im Stande, diese Gewalt sentimentalen Empfindens zu begreifen, aber instinktiv fühlte sie, daß der erste Waffengang, zu dem sie sich gegen ihre Gegnerin so siegesgewiß gerüstet hatte, verloren war.

Sie lachte auf, ein kurzes, heiteres Lachen, so daß Joseph, der schweigend neben ihr ging, einen Moment stugte.

Sie gingen weiter, und Jane blickte mit einem verächtlichen Lächeln starr geradeaus in die menschenleere Straße, über die sich der erste graue Schimmer des dämmenden Morgens breitete.

Schon: war dieser erste Waffengang verloren, den zweiten würde sie um so sicherer gewinnen. Und jeden nachfolgenden, und damit den Siegespreis! In ihr regte sich der sportliche Ehrgeiz, den die Amerikanerinnen auf den Tennisplätzen lernen: man kann einmal verlieren, und vielleicht noch ein zweites Mal; nur zäh bleiben, den Griff fest in der Hand halten!

Sie biß mit den scharfen, weißen Zähnen in das Baitstuch, das sie mit der linken Hand vor den Mund hielt.

„Jane!“

„Was?“

Joseph legte seinen Arm um ihre Schulter und zog sie im Gehen leicht an sich. „Jane, ich bin dir sehr viel dank schuldig.“

„Weshalb?“

„Dah du gut warst gegen Marie. Jane, das vergess' ich dir nicht.“

Sie zuckte unter seinem Arm die Achseln und gab keine Antwort.

Sie gingen über den Marktplatz nahe vorbei an dem hochgebebelten Hause des Philosophen Leibniz. Eine graue, tote Stimmung lag über der schlafenden Stadt. Der kolossale Thurm der Marktkirche mit seinen ungelebten Backsteinmassen erhob sich vor ihnen wie ein Riese. Dann kamen sie durch eine lange, finstere Gasse, die auf Jane wie ein schauerliches Engpaß wirkte.

Sie hatte eine solche Gasse nie gesehen, ihr war, als ob ihr in dieser dumpfen Enge der Athem verlagte.

Dann endete die Straße, und vor

ihnen lagen die weiten Anlagen mit dem Hoftheater, dem Arcum, den hohen Prachtbauten der Georgstraße.

„Ich habe Marie gelannt“, begann er von neuem, „seit sie geboren wurde. Wir sind miteinander aufgewachsen, du weilst. Ich habe sie auf dem Arm getragen und habe sie sehen gelehrt. Und nun das! Und nun so!“

„Da ist unser Hotel“, jagte sie. „Über Joseph, immer den Arm um ihre Schulter gelegt, ging vor dem Hause vorüber.“

„Laf uns noch unten bleiben. — Sie war meine Schwester, nicht wahr? Sie war doch wie meine Schwester. Wenigstens damals. Sie war so lieb, du glaubst es nicht. Wenn sie zu mir kam mit ihren kleinen Händchen und wollte etwas haben, und ich mußte ihr Gefächten erzählen. . . Und als sie größer wurde — sie war so hübsch, so fröhlich, lustig und gesund — und — wie ist es möglich, daß Marie so geworden ist?“

Sie gingen auf und ab, im Osten färbte der Himmel sich heller. In den alten Erinnerungen verloren, erzählte Joseph noch immer von Marie.

Jane sprach kein Wort, aber er achtete nicht darauf. Instintiv fühlte sie, daß dieses Erzählen ein Beweis seines heralichen und dankbaren Vertrauens war. So spricht man nicht zu seiner eignen Frau von der Jugendgeliebten, wenn man seine Frau nicht liebt und ihr voll vertraut. Und stumm neben ihm her schreitend, sagte sie sich:

„Wenn du jetzt ruhig und klug bleibst und gehst auf seine Reden ein, so hast du gewonnenes Spiel. Nimm die Sache, wie sie ist und wie du richtig heute begonnen hast: ein wenig Mitleid, etwas Herzlichkeit, diplomatische Gelassenheit, vierzehn Tage ohne hümmliche Liebfungen; dann folgt die Abreise, und dein Mann gehört dir. Mehr als je und für immer!“

„Nein!“ Sie knirschte mit den Zähnen: „Nein! Was geht mich diese Fremde an? Joseph gehört mir und nur mir! Refignirt daneben stehen, während er sich mit seinen Jugenderrinerungen abfindet? Narrheit! Mitleid — was heißt das? Wer hat Mitleid mit mir, wenn ich einmal alt werde? Niemand. Sie hat ihn befehle ich ihn, denn jetzt bin ich jung! Das ist dieses Mitleid, dieses übertriebene Mitleid? Eine alberne Schwäche und weiter nichts!“

Mitten in seinen Erzählungen von der Kinderzeit unterbrach sie ihn mit einer kurzen Bewegung.

„Komm, wir gehen jetzt hinauf.“

Der verschlafene Portier öffnete und geleitete sie in das dunkle Treppenhaus.

Und Jane, während sie eine Stufe hinter Joseph auswärts stieg, ballte ihre Hände zur Faust.

Marie erschien ihr jetzt bei scharfem fühltem Nachdenken als ein unbedeutendes spießbürgerliches Geschöpf. Stumm hatte diese Frau den ganzen Abend dageessen, nur bisweilen hatte sie ein gleichgültiges, nichtsagendes Wort zur Unterhaltung beigetragen. Joseph natürlich sah sie mit anderen Augen an, aber sie, Jane, hatte wahrhaftig keinen Anlaß, dieses deutsche verblühte Alltagsmädchen mit einem romantischen Aufzug zu umkleiden.

„Ich will meinen Mann für mich selbst“, dachte sie, „ich habe nicht Lust, auf ihn zu resigniren, und wäre es auch nur für einen einzigen Tag! Wer bin ich denn? Eine Frau, die in der großen Welt erzogen wurde! Mit weiten, freien Lebensanschauungen. Diese andre ist in sich selbst und in ihrer dumpfen Beschränktheit erstickt; das ist es!“

Miß Dagh lag in einem Schautstuhle, ein warmes Tuch um die Schultern und einen Paletot über die Knie gebreitet. Im Wartens war sie eingeschlafen. Sie wachte auch nicht auf, als die Thür sich öffnete und die beiden hereintraten.

„Dies Lust!“ sagte Jane, „sie hat wieder alle Fenster geschlossen!“ Und sie stieß sie weit auf, daß der kühle Morgenwind die Vorhänge aufplattern machte.

„Dah!“ Sie rüttelte sie, „gehen Sie schlafen. Nein, es ist gut, ich brauche Sie nicht mehr. Gehen Sie in Ihr Zimmer.“

Es war der verschlafenen, blinzelnden Dah schwer betäublich zu machen, daß Frau Baronin die selbstsamen, unsphidde Idee habe, sich selbst auszulieben, daß man nach der Heimkehr von einer Gesellschaft, noch dazu in einem fremden Hotel, Dah nicht benöthige, daß — ja was? Aber ehe sie recht zum Bewußtsein kam, befand sie sich draußen und hörte den Riegel hinter sich zuschnappen.

Sie stand noch eine ganze Weile vor der Thür und sann nach: wer sollte die Stiefel hinaussetzen? Das Kleid in dem Schrant hängen? Die fünfzig anderen Dienstleistungen besorgen, deren einzelne Aufzählung unmöglich ist? Mit einem Frösteln — denn Dah fror immer — ging sie in ihr Zimmer.

Joseph war an das geöffnete Fenster getreten, und Jane stand dicht hinter ihm.

„Heute oder nie! Heute gewinne ich ihn ganz oder nie!“

„Es wird Morgen“, sagte sie und trat dicht neben ihn, „du müßt müde sein, mein armer Joe.“

„Ich nicht, aber du.“ Er wandte sich zu ihr, und mit einer weichen Bewegung lehnte sie sich an ihn, die Hände auf seine Schultern gelegt, den Kopf an seine Brust schmiegend.

„Warum hast du Miß Dagh hinausgeschickt?“

„Ich wollte mit dir allein sein. — Sieh mich an, Joe. So. Aber freundlicher. Ja, so.“

„Du müßt schlafen gehen, Jane. Es ist vier Uhr vorbei.“

Mit einem reizenden Lächeln schüttelte sie den Kopf: „Ich will noch mit dir plaudern. Wir werden noch bleiben, bis die Sonne aufgeht, ja?“

„Wie du willst.“

„Erkläre mir alles, Joe, komm.“ Sie zog in an's Fenster. „Was ist das für ein Haus da drüben? Nein, laß, ich will ratzen. Es ist das Theater, ja?“

„Ja.“ Er lachte.

„Und das da die Georgstraße?“

„Ja.“

„Ich weiß alles, ich kenne die Stadt so gut wie du. Weil es deine Stadt ist, Joe, und ich immer aufgepaßt habe, wenn du erzähltest.“

Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster, während Jane mit ihrem knisternden Seidenkleide sich wie ein müdes Kind auf seinen Schoß schmiegte und sich an ihn lehnte.

Sie plauderte unbefangen von allem möglichen, und dann wehte der Morgenwind noch kühler in's Fenster, und sie that, als fröstelte sie ein wenig und schob sich dichter in seine Arme.

Die Sonne kam groß und strahlend herauf und bligte auf dem rothen, seidenen Kleide. Sie schien mit goldenem Lichte auf das schöne, rosige Gesicht.

„Joe?“

„Er schaute sie an, lange, ihre großen Augen blickten zu ihm weich, sehnsüchtig empor, stundenlang, eine Minute lang. Es waren traurige Augen, die sagten: „Am Jane kümmerst du dich nicht mehr, seit du die andre wiedergegeben hast.““

Es waren verlangende Augen: „Ruh uns!“

Es waren Augen mit seltsamem Feuer, das zu ihm flammend empor schlug.

Sie hatte sich mit zwei, drei Handgriffen die schweren Flechten gelöst, die nun wie eine Fluth über Stirn und Wangen und das rotte Seidenkleid strömten.

„Joe?“

„Jane!“

Mit einem Rud rief er sie empor an sein Gesicht und bedeckte ihren rothen Mund mit Küffen. Mit unzähligen Küffen, die ihr den Athem raubten.

„Ja“, sagte sie mit zuckenden Lippen, „ja, ja.“

Von einem blitzgleichen Gedanken gepackt — einem Gedanken an Marie — stieß er sie einen Moment zurück, mit beiden Händen ihre runden weichen Arme umfessend und sie niederdrückend, aber mit ihrer ganzen Kraft hielt sie die Hände um seinen Nacken verfangen und küßte ihn.

Und er erwiderte ihre Küffe, sinnlos; und immer küßte sie zwischen den Küffen mit liegendem Athem: „Ja — ja — ja!“

Auf den Straßen war es lebendig geworden. Es war Sonntagmorgen, und allenthalben regte es sich. Drüben auf der andern Seite der Straße ging ein ganzer Schwarm Mädchen in hellen Kattunleibern und weißen Strohhüten. Sie hatte es eilig, vielleicht wollten sie zum Bahnhof, um einen weiten Ausflug zu unternehmen.

Grüne Birkenstämme vor allen Häusern — es war Pfingstsonntag. „Na, Pfingstsonntag. Mit Birten.“ Er schlürzte es vor sich hin. Er hatte nicht daran gedacht, daß es der Abend vor Pfingsten war, der ihn in die Heimath zurückgebracht hatte.

Joseph nahm gedankenlos eine Cigarette und schob sie zwischen die Lippen, aber er vergah, sie anzuzünden.

Da lag die Stadt im hellen Morgenlauge. Alles wie sonst. Nur da drüben ein Neubau, sehr stattlich, ja. Hannover, — sonderbar! — er war wieder in Hannover.

Und just Pfingsten. Pfingsten war in der Kinderzeit vielleicht nicht das schönste Fest gewesen, Weihnachten war schöner und Oheim auch, aber es war ein heiteres Fest voll Frühling und Jugend.

Rief da Jemand?

Er wandte sich hastig um. Nein, Jane schlief.

Am Abend vor Pfingsten gingen die Kinder aus, um kleine weiße Birkenstämme zu kaufen, die an alle Thüren gebunden wurden und mit ihrem düstigen, feinen Grün der ganzen Stadt ein heiteres Ansehen gaben. Später, wenn sie verwehleten, strömten sie einen starken Duft aus, an den er sich deutlich erinnerte.

Einige Tage vor dem Feste führten die Gesellen der großen Schlichtermeister in Hemdsärmeln und weissen Schürzen durch die Stadt mächtige ohffriehliche Oshen, die zwischen den Hörnern Kränze trugen und eine Quirlande um den Leib. Man hieß sie Pfingstochsen, weil sie eigens zum Feste geschlacht wurden, und wer zu Pfingsten einen Ochsenbraten bestellte, bildete sich ein, daß der Braten just von jenen Pfingsterplaren herbrühe.

Es wurde finster im Zimmer; er zündete eine Kerze an, aber das dürftige gelbe Licht wirkte gespensterhaft düster im Vergleich zu dem Sonnenlichte, das er eine Minute zuvor noch gesehen hatte.

Und plötzlich war es Joseph, als ob er aus einem Traume erwache! Als ob er diese halbe Stunde, seit Jane eingeschlafen war und er am Fenster in den Pfingstmorgen gestarrt hatte, ein Nachtmöndler gewesen sei! Ein Wahnsinniger, der — der —

„Großer Gott!“

Da lag sie und schlief. Mit glattem Gesicht, lächelnd im Schlaf.

Er hatte sie umarmt, heute! Ge küßt, heute! An sich gerissen, heute! In dieser selben Nacht, in der er Marie wiedergefunden hatte! Die todte, sterbende Marie! Er hatte — er schlug mit einem wilden Schloge die Hände vor sein Gesicht und brach zusammen auf dem Teppich. „Marie!“

Lange Zeit nachher stand Joseph auf und nahm die Kerze, die halb hinabgebrannt war, und trat an das Fußende von Jans Bett.

In den Zimmern nebenan war es laut geworden. Ein Meer rief nach Wasser und rauhen im Nordost gette eine elektrische Glode.

Sie schlief. Ihr rundes, rosiges Gesicht lag auf dem weissen Arm.

Ein Brauen ging über ihn hin.

Diese Liebesnacht war ein Mord. Ein Mord an Marie. Um allem Guten und Bessigen. Ein Verrat — ein Verrat.

Die Kerze verlosch. Jane schlief. Der Sonntagmorgen war um viele Stunden vorgeückt, nun begannen die Kirchenglocken von allen Seiten her zu läuten.

Aber das Zimmer blieb finster wie Nacht, denn Jane schlief, und Joseph saß in dem Sessel am Fußende des Bettes, das erloschene Licht noch immer in der Hand.

R untes Kapitel.

„Und wann geht's wieder fort, Joseph?“

„Am Dienstag. Uebermorgen.“

„Nach Paris?“

„Ja.“

„Und dann nach London?“

„Ja.“

„Und dann retour nach drüben?“

„Ja.“

„Glücklicher Joseph!“

Er saß in einem Kreise bunter Uniformen an dem alten Stammtisch, in den er vor Jahren mit ein paar ungefügen Schritten seines Federmeisters J. v. D. geschnitten hatte. Die Buchstaben waren noch zu lesen und würden wahrscheinlich bestehen bleiben, so lange der Tisch im Gebrauch blieb.

Aber er, Joseph, würde sie nie wieder lesen, denn er sah heute hier zum letztenmal.

Es war Sonntagabend, genau acht Tage nach seiner Ankunft. Albrecht und die Damen befanden sich drüben in der Oper; bis zwanzig Minuten nach jetzt hatte er Zeit, hier zu sitzen.

Es hatte ein Hallo gegeben, als er vor einer Stunde hereinkam. Der eine und andre hatte ihm im Laufe der Woche schon auf der Straße begrüßt, und in der ganzen Zeit war in Hannover nur von ihm und seiner schönen Frau die Rede gewesen.

Man sprang auf, drängte sich um ihn, schüttelte seine Hände:

„Joseph! Alter Junge! Reizt du dich endlich! Was machst du?“

Selbst der Kellner Karl war in Aufregung. Er nahm den leichten, hellen Paletot und den blauen Gselmber und ging sie an Joseph's früheren Stammtisch, den dritten Haten links vom Ofen, wo Hut und Mantel zwischen den aufgehängten Mützen eingezwängt wurden.

Karl reichte Herrn von Heidenstamm die in Leder gebundene Wein Karte.

Da erst sah ihn Joseph.

„Karl“, sagte er lächelnd und gab dem alten Karl über den Tisch vor allen Offizieren — ein Ehre, die Karl noch nie widerfahren war — die Hand, er lebt auch noch! Ihr lebt alle noch! Was soll ich mit der Weinstarte?“

„Befehlen — Herr Baron — den Schoppen? Laubenheimer?“

„Was sonst?“

Nach den ersten dringendsten Fragen und Antworten lenkte das allgemeine Gespräch auf Joseph's Frau. Er versuchte von Zeit zu Zeit ein andres Thema in Gang zu bringen, er fragte nach diesem und jenem, nach Rochus, nach Spörleber, aber er bekam nur kurze Antworten.

„Rochus? Welcher Rochus? Ach so: Rohrbod. Von dem hört man nichts mehr, nein.“

„War er nie wieder hier, zu Besuch?“

„Nein. Joseph, du hast die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Auf Ehre und Gewissen. Herrgott, wie ich euch gestern sah! Herrgott, ist die Frau schön!“

„Sicht Rochus denn immer noch in Riltchen?“

„Nann sein, ich weiß nicht.“

Riemand wußte es, aber jeder einzelne wünschte zu erfahren, ob alle Amerikanerinnen, respektive viele, so schön seien.

(Fortsetzung folgt.)